

FRIEDRICH W. SIXEL

Die Zeit um 1968 in der BRD

Eine Erinnerung

Nach Gesprächen über die 68er Ereignisse in der alten BRD bin ich mehr als einmal aufgefordert worden, meine Erinnerungen daran zu Papier zu bringen. Bislang habe ich mich diesem Ansinnen immer wieder verweigert. Schließlich haben diese Ereignisse auch ihre schmerzliche Seite, jedenfalls für mich. Wie das Faktum dieser Schrift aber anzeigt, hat sich diese Weigerung gelockert. Das liegt vor allem daran, dass andere (mehr als ich) es für möglich halten, dass solche Erinnerungen, subjektiv wie sie sind, andere Mitstreiter aus jenen Jahren dazu ermuntern könnten, über ihre Erfahrungen von damals zu schreiben. Nicht selten verbindet sich damit die Hoffnung, dass dies vielleicht der politischen Linken zur Selbstaufklärung und zum Zusammenwachsen, vor allem zwischen Ost und West, verhilfe.

Friedrich W. Sixel –
Jg. 1934; Dr. phil., Professor
für Soziologie an der
Queen's University in
Kingston, Kanada; neben
zahlreichen Essays hat er
u. a. folgende Bücher veröf-
fentlicht: *Crisis and Critique*
– on the »Logic« of Late
Capitalism (1988), *Under-
standing Marx* (1995),
*Nature in Our Culture –
a Study in the Anthropology
and Sociology of Knowing*
(2001) (Dies auch in
Deutsch: *Die Natur in unse-
rer Kultur*, Würzburg 2003);
zuletzt in UTOPIE kreativ:
Ist es nicht an der Zeit?
*Überlegungen zum Wissen
als Kapital*, Heft 199
(Mai 2007).
Foto: privat

Zu meinen Erinnerungen an diese Jahre gehört auch, mir dessen bewusst zu bleiben, dass es vor allem das Scheitern unseres politisch-gesellschaftlichen Bemühens war, wie es für mich zwischen Mai und August 1968 zur Gewissheit wurde, das mein Handeln und Denken bis zum heutigen Tage erheblich beeinflusst hat. Von nicht zu überschätzender Bedeutung ist geblieben, dass dieses Scheitern mir bald vor Augen führte, wie viel erforderlich ist, um kritisch auf der Höhe eines jeweiligen Augenblicks zu sein. Hätten wir mit unserem damaligen politischen Handeln und Denken Erfolg gehabt, hätten wir eine Gesellschaft »revolutioniert«, die wir in einem erheblichen Maße anhand der Begriffe unseres Buchwissens gedanklich konstruiert hatten, die es aber so gar nicht – oder gar nicht mehr – gab. Aus Gründen, auf die ich bald eingehen werde, konnten wir mit unseren Überzeugungen gerade einmal einige Zig- oder auch Hunderttausende auf die Beine bringen, und zwar nahezu ausnahmslos Studenten. Der Rest der BRD blieb ungerührt, wenn er nicht gar gegen uns »Randalierer« war. Ihre Übermacht wurde mir eindringlich spürbar, wenn ich mit Leuten sprach, die, wie u. a. meine Eltern und Schwiegereltern, von den »Studentenunruhen« nur durch die Medien gehört hatten; ihre Vorstellungen von dem, was wirklich vorging, zu korrigieren, verlangte viel Reden.

Als ich im Herbst 1968 eingeladen wurde, an einer kanadischen Universität am Aufbau eines Departments of Sociology mitzuarbeiten, nahm ich diese Stelle an, befristete sie aber auf eine zweijährige Gastprofessur. Ich hoffte, mir damit genug Zeit eingehandelt zu haben, um die Lücke zwischen meinem Verstehen und der Wirklichkeit der westlichen Gesellschaft schließen zu können. Zwar genügten

zwei Jahre nicht für diese Aufarbeitung,¹ aber alle Versuche, in der BRD wieder eine Universitätsstelle zu finden, scheiterten; andere saßen näher an der Quelle. Es stellte sich indes heraus, dass darin auch Vorteile lagen: Man hatte in Nordamerika die treibende Kraft der Modernisierung der westlichen Gesellschaften viel dichter vor Augen als in Europa, ohne dass mir der Blick auf die BRD versperrt war. Inzwischen wandelte sich der schon vorher von uns nicht voll durchschaute »Spätkapitalismus« zum »Globalkapitalismus« (bald unscharf »Neo-Liberalismus« genannt), dessen viel größer gewordenes Einnebelungs-»kapital« sein Durchschauen noch mehr erschwert. Wohl ausgerüstet wie die herrschenden Verhältnisse nun einmal sind, verlangt ihre Veränderung heute von der Linken nicht nur einiges mehr als zuvor, sondern vor allem Neues.

Von manchen, die mich aufforderten, meine 68er-Erlebnisse zu Papier zu bringen, wird vorgeschlagen, ich solle »einfach nur erzählen, wie ich all dies erinnere«; ich solle keinen theoretisierenden Aufsatz daraus werden lassen. Das ist zwar freundlich und hilfreich gemeint, aber streng genommen gar nicht möglich. Vergangenheit wird immer in einer Gegenwart erinnert. Das bedeutet nicht unbedingt, dass man »nachher immer klüger ist als vorher«, aber es bleibt dabei, dass Fehler erst als solche erkannt werden können (nicht müssen!), *nachdem* sie gemacht worden sind. Das Erkennen von Fehlern kann zudem erst dann voller Gewissheit sein, wenn das Jetzt, aus dem heraus sie erkannt werden, so verstanden und durchschaut wird, dass man nicht in den Widersprüchen des Jetzt verfangen und umnebelt bleibt.² Erst dann kann das unvermeidlich selektive Erinnern hoffen, nicht schief zu liegen.

In den Jahren 1967/68 hatte der Bonner Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) im Verbund mit dem »Republikanischen Klub« und anderen linken Gruppierungen manche »Teach-Ins«, »Sit-Ins« und Demonstrationen inszeniert. Wir waren voller Elan, und voller Begeisterung nahm ich die Idee der Studenten auf, die Stühle unseres Instituts – ich glaube mehr als einmal – nach draußen auf den Gehweg zu stellen, um den Bürgern, die im Bonner Hofgarten flanierten, Gelegenheit zu geben, an unserem Seminar zu Problemen der Entwicklungshilfe teilnehmen zu können. Meist guckten diese jedoch nur zu, teils amüsiert, und wir hörten uns gelehrt, aber auch radikal an.

Auf einer der nicht seltenen Demonstrationen durch die Reihen schauend konnte ich mir nicht verhehlen, dass da von »Vertretern der Arbeiterklasse« nichts zu sehen war, obwohl es uns doch auch um ihre Befreiung ging! Für uns galt: Nur *mit* der Arbeiterklasse konnte es wahren Sozialismus geben. Zwar wussten wir (und besangen gelegentlich), dass »die Befreiung der Arbeiter ... nur das Werk der Arbeiter sein« könne, aber, so fragte ich mich, warum denn von ihnen keine, zumindest keine vernehmbare Resonanz zu uns herüber drang. Es war ja keineswegs unsere Erwartung, dass Studenten die gesamte Gesellschaft revolutionieren konnten; dazu konnten sie allenfalls einen Anstoß geben, und zwar aus den Widersprüchen heraus, die in ihrem gesellschaftlichen Teilbereich so deutlich greifbar waren. Diese Ungereimtheiten des Universitätsbetriebs brauchten wir bloß publik zu machen, um dadurch, so glaubten wir, auch Men-

1 Die Ergebnisse dieser Aufarbeitung sind zusammengefasst in Friedrich W. Sixel: *Crisis and Critique: On the »Logic« of Late Capitalism*, Leiden, New York 1988. Unter anderem zeigt das Erscheinungsjahr dieser Schrift an, wie viel Zeit diese Aufarbeitung beansprucht hat. Zu darüber hinaus führenden Überlegungen siehe Friedrich W. Sixel: *Die Natur in unserer Kultur*, a. a. O.

2 Dies hat Marx mehr als einmal betont; hier sei nur auf eine entsprechende Passage hingewiesen: Karl Marx: *Grundrisse*, Frankfurt (Main), Wien, o. J., S. 26.

schen in anderen Lebensbereichen zu kritischem Bewusstsein anzuregen. Gemäß der von uns angenommenen Lehren waren es weiterhin die in der Produktion ausgebeuteten Arbeiter, die die Träger der Revolution zu bleiben hatten; ihnen wollten wir Verbündete sein. Anstatt also an der nächsten Demonstration teilzunehmen, beschloss ich, in die Bonner Nordstadt, das hauptstädtische Arbeiterviertel, zu gehen, um nach den Gründen für deren Nichtbeteiligung am Klassenkampf zu forschen. Nicht selten führte das zu recht »bunten« Szenen. Als charakteristisch sind mir etliche Äußerungen haften geblieben, die sich meinem Gedächtnis nach in zwei Beispielen summieren lassen.

Ein Tankwart an einer größeren Tankstelle mit Reparaturwerkstatt beendete die durchaus »lebendige« Unterhaltung mit dem Satz (hier ins »rheinische Hochdeutsch« übersetzt): »Wenn dem Chef seine Rechnung stimmt, dann stimmt die meinige auch.« Später am Bierstresen sagte einer mehr zu einem seiner »Kumpel« als zu mir: »Das Mariechen kriegt was Kleines. Da brauchen wir ne neu Schlafzimmer. Das heißt Ratenzahlungen. Da kann ich nich streiken.« Diese Arbeiter waren genau so zum Teil des »kapitalistischen Systems« geworden, wie ich es zwei Jahre vorher in Austin/Texas³ erlebt hatte. Sowohl dort wie in Bonn wollte das Volk genau so rasant konsumieren wie es schuftete. Für dieses »System« stimmten sie immer wieder mit den Füßen ab, ob sie nun in die Maloche oder in die Kaufhalle gingen. Wir hatten da, so sah ich, mit unserem Reden von Klassenkampf und Sozialismus nicht die geringste Chance. Es war eindeutig: wir »waren nicht am Ball«, und wir wussten nicht, wieso nicht. Gewiss hatten wir Marx genau gelesen (»Kapitalschulung« nannten wir das), aber der war 1968 auch schon über 80 Jahre tot, und Lenins »Übergang vom Kapitalismus zu einer höheren Ordnung« hatte nichts zu der, wie wir sahen, trickreichen Idee der aufkommenden »Mitbestimmung«⁴ der Arbeiter in größeren Betrieben zu sagen. Aus marxistisch-leninistischen Quellen stammten aber die Grundkonzepte unseres Denkens. Die waren zwar nicht einfach falsch, aber sie langten nicht mehr. Wie im Einzelnen das »System« es geschafft hatte, Arbeiter zu integrieren und sie dadurch als Klasse »aufzuheben«, ahnten wir mehr als wir es wussten. Jedenfalls hatten wir vom »real existierenden Spätkapitalismus« keinen klaren Begriff.

Nun betrieben wir aber auch »Ideologiekritik«. Die »Frankfurter Schule« hatte bei uns mehr als nur Spuren hinterlassen. Wir sahen indes nicht, dass auch sie schon zum veralteten Eisen gehörte; hätte sie etwas zu ändern vermocht, wäre sie, wie Wahlen mit gleichen Folgen, verboten worden. Gewiss gelang uns Ideologiekritik auf mannigfaltige Weise; z. B. vermochten wir die am eigenen Leibe erlittene Ideologie der »Ordinarienuniversität« aufzudecken. Wir konnten zeigen, dass angesichts von Seminaren mit etlichen Hunderten von Studenten das Reden über die »Einheit von Lehre und Forschung« längst zur Fiktion geworden war. Aber – im Endeffekt interessierte das niemanden »draußen im Lande«, auch dann nicht, wenn wir zeigen konnten, dass eben immer mehr Geld in die Bundeswehr gesteckt wurde und nicht in die Universitäten. Selbst der »unter den Talaren« aufgestöberte »Muff von 1 000 Jahren« störte

3 Von Sept. 1965 bis Okt. 1966 hatte ich ein Postdoctoral Fellowship am Institute of Latin American Studies an der University of Texas in Austin. Im Verlauf dieses Fellowships führte ich zwischen Januar und September 1966 eine Feldforschung zum Kulturwandel der Indianer im Hochland von Guatemala durch.

4 Die »Mitbestimmung« der Arbeiter wurde schon 1951 in der westdeutschen Montanindustrie eingeführt. Erst 1976 wurde sie auf alle Betriebe mit mehr als 2 000 Arbeitnehmern ausgedehnt. Sie diente den Arbeitgebern und Kapitalhaltern im Endeffekt dazu, die Legitimationsbasis ihrer Unternehmungen zu verbreitern. Dieser Schritt wurde den Arbeitgebern noch dadurch erleichtert, dass in den zwischen Arbeit und Kapital »paritätisch« zu besetzenden Aufsichtsräten, eine der Arbeitnehmerstimmen auf einen leitenden Angestellten zu fallen hatte. Streuung und Erwerb von Aktien taten ein weiteres bei der Ko-Optierung der Arbeiter in das herrschende System der BRD.

allenfalls uns und sonst nur diejenigen, die schon 1968 eine bloß effizientere Universität à la USA haben wollten. Zwar konnten sich auch die Ordinarien nicht gut gegen »Effizienz« stellen, aber ohne Aufgabe ihres Machtmonopols war sie nicht zu haben.⁵ Reformen der Universität, wie sie später kamen, wären für uns nur faule Kompromisse gewesen, da sie am »System« nichts änderten, höchstens die Universitäten öffneten für zusätzliche konkurrenzwillige Teilnehmer an ihrem kapitalistischen Wettbewerb. Positiv ist zu vermerken, dass durch die Reformen mehr junge Menschen studieren konnten als zuvor.

Immerhin gelang es uns mit der Ideologiekritik, die wir an den Universitäten und ihren Machthabern übten, eine rapide ansteigende Zahl von Studenten zu politisieren, und zwar spätestens seit dem Winter 1967/68. Dies wurde erreicht durch »Teach-Ins«, das »Umfunktionieren« von Lehrveranstaltungen, Flugblätter, Graffiti, aber auch durch umfangreiche und wohl dokumentierte Schriften.⁶ Die Probleme der Hochschulen wurden als »Ausdruck der Widersprüche des organisierten Kapitalismus Westdeutschlands« zumindest innerhalb der Universitäten für viele plausibel. Da Studenten unter den unangemessenen Lernbedingungen unmittelbar zu leiden hatten, war dies der konkrete Ansatzpunkt zu ihrer Politisierung. Nicht wenige akzeptierten, dass es »die gesamtgesellschaftliche Aufgabe fortschrittlicher Studenten« war, den Klassenkampf, ansetzend am »Establishment« der Universitäten, in die Gesamtgesellschaft hineinzutragen. Nur sahen wir, wie gesagt, damals nicht mit der notwendigen Deutlichkeit, dass es die traditionelle Arbeiterklasse so nicht mehr gab. Unsere größeren politischen Ziele waren nicht auf der Höhe der Zeit, und das schlug auf unsere unmittelbaren Absichten bezüglich der Hochschulreform zurück; auf sie begrenzt konnte aus ihnen nichts werden. Indes hatte unsere Ideologiekritik Strömungen gestärkt, die sich unter Begriffen wie »anti-autoritär« und »anti-repressiv« subsumieren lassen. Als solche hatten sie jedoch allenfalls Folgen für die sich verstärkenden Generationenkonflikte und die oft zitierte »sexuelle Revolution«. Aber auch deren politisches Potenzial konnte schnell von der westdeutschen Gesamtgesellschaft absorbiert werden.

Was sich wenige Jahre nach 1968 zum Generationenkonflikt über die Nazi-Vergangenheit von Eltern ziemlich flächendeckend verbreitete, war innerhalb der Universitäten bei Versuchen entstanden, das habituell Autoritäre vieler Professoren zu entlarven. Nicht selten kam dabei verschwiegene Anhängerschaft (und mehr) an der Nazi-Partei zutage. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an ein stark besuchtes Teach-In – ich glaube, es war im Januar 67 –, bei dem auch etliche Professoren im Hörsaal saßen. Zwei Ereignisse erscheinen mir daran als bezeichnend.

Zum einen: Als ich in der Hitze der Auseinandersetzungen zum Katheder gehen wollte, um ein paar Worte zur Sache beizusteuern, hielt mich einer der uns Linken nahestehenden Professoren am Ärmel zurück und dies mit etwa den folgenden Worten: »Vorsicht junger Mann! Als kleiner Assistent kommen Sie bei dem hier laufenden Spiel unter die Räder.« Ich war naiv verdattert, glaubte ich doch immer noch, dass es allen an der Alma Mater vor allem um Wahrheit ging.

5 Während an amerikanischen Universitäten junge Akademiker spätestens nach der Promotion in den Lehrbetrieb aufgenommen wurden, tat sich die deutsche Ordinariatsuniversität sehr schwer damit, promo-vierte wissenschaftliche Assistenten auch nur mit einem Proseminar zu betrauen.

6 Als Beispiel sei hier nur auf folgende Schrift verwiesen: SDS-Gruppe Bonn (Hrsg.): Die Repressive Universität ... Die gesamtgesellschaftlichen Aufgaben fortschrittlicher Studenten, Bonn 1968.

Zum andern: Einer der ob seiner Nazi-Vergangenheit bloßgestellten Professoren versuchte seinen studentischen Opponenten mit der Frage mundtot zu machen, wo er denn seine Informationen her habe. Die Antwort des Studenten: »Aus Leipzig«. Die triumphierende Reaktion des Herrn Professors war dann (ungefähr): »Na sehen Sie, da liegen Ihre trüben Quellen.« Worauf der Student meinte (wieder nur dem Sinn nach): »Hätten Sie hier sofort die Wahrheit gesagt, hätten wir nicht nach Leipzig zu fahren brauchen.«

Außer dem nicht selten gefährlichen Ernst der damaligen Auseinandersetzungen zeigte sich bei diesem Ereignis aber auch, dass wir in der DDR zumindest keinen Gegner sahen. Im Gegenteil! Der Bonner SDS machte es publik, dass wir »nicht mit denen« einig waren, »die den Sozialismus überall für gut halten, nur nicht in den sozialistischen Ländern.«⁷ Indes: Als wir auf dem Siegesmarsch zur Feier der erfolgreichen Tet-Offensive in Vietnam – es muss Januar/Februar 68 gewesen sein – nicht nur hinter roten Fahnen, sondern auch den schwarzen der Anarchie her gingen, fragte mich ein Freund voller Zweifel, ob wir schwarze Fahnen auch in der DDR hätten ausrollen können. Der Unterschied zwischen dem Sozialismus im Osten und dem von uns im Westen angestrebten wurde von uns durchaus empfunden. Seit den Zeiten des Marshall-Plans waren wir im Westen von einer Marktwirtschaft geprägt, die zu mehr Individuation führte als im Osten. Das drückte sich auf mannigfache Weise aus, z. B. in der Kleidung, in einer Reisebeweglichkeit, die von »Organisiertheit« nichts hielt, im Gebaren von Jazz- oder Rockbands, von Liedermachern etc., deren Auftreten von nichts anderem abhing als der Menge ihrer Zuhörer. So konnte sich unsere politische Oppositionshaltung schnell in spontanen, ad hoc entwickelten Formen ausdrücken, die einer Kulturrevolution zumindest nahe kamen. Eine Vielfalt neuer politischer Aktionsweisen wurde geboren, sei es bei Demonstrationen, den oft erwähnten Teach-Ins, Sit-Ins und Love-Ins; neu waren auch Graffiti oder verbale Provokationen. Wenn ich nicht irre, hat auch Rudi Dutschke auf tiefreichende Unterschiede zwischen den Vorstellungen von Sozialismus in Ost und West nicht nur auf dem Papier hingewiesen.⁸ Ich glaube mich zu erinnern, dass er bei einem Besuch in Bonn mit der Äußerung Zustimmung gewann, der Sozialismus der DDR trüge zu starke Komponenten der »asiatischen Produktionsweise« in sich.

Wie erwähnt verstärkten sich meine schon vorher aufgekommenen Zweifel am Gelingen unseres »revolutionären Kampfes« zwischen Mai und August 68 zu der Gewissheit, dass »nichts zu machen« war. Dazu trugen vor allem zwei Ereignisse bei.

Zum einen: Die durchaus massenhaft zu nennenden Demonstrationen im Mai 68 in Bonn, immer noch meist von Studenten getragen, aber auch von Einzelgruppen der Gewerkschaften, richteten sich zum einen gegen die Notstandsgesetze und stellten zum andern Solidaritätsbekundungen mit dem Kampf der Studenten und Arbeiter in Paris dar.⁹ Wieder einmal waren sie von den Medien entstellt und in ihren Teilnehmerzahlen weit heruntergespielt worden, obwohl (oder vielleicht weil) sie von massivem Polizeieinsatz bedroht wurden. Trotz der vielen Teilnehmer, in Bonn wie auch in anderen Städten, sprang von ihnen kein Funke über in die Breite der BRD-

7 Ebenda, S. 79.

8 Siehe z. B. Rudi Dutschke: Die Widersprüche des Spätkapitalismus, in: Uwe Bergmann, Rudi Dutschke, Wolfgang Lefevre, Bernd Rabehl (Hrsg.): Rebellion der Studenten oder Die neue Opposition, Hamburg 1968, S. 64 ff. Dutschkes Doktorarbeit hat bekanntlich den Titel »Zur Differenz des asiatischen und westeuropäischen Weges zum Sozialismus«. Auch sei auf seine Beziehungen zu damaligen Oppositionellen in der DDR hingewiesen, z. B. zu Wolf Biermann und Robert Havemann.

9 Zu den Beziehungen zwischen Arbeitern und Studenten 1968 in Frankreich siehe Daniel und Gabriel Cohn-Bendit: Linksradikalismus – Gewaltkur gegen die Alterskrankheit des Kommunismus, Hamburg 1968.

Bevölkerung. Es war jetzt eindeutig: Gegen die Medien und die Polizei kamen wir niemals an; sie allein schon trennten uns von den Menschen im Lande.

Zum ändern: Als dann im August 68 Truppen sozialistischer Staaten dem »Prager Frühling« ein Ende bereiteten, wurde in der BRD jedes Eintreten für Sozialismus zum völlig aussichtslosen Unterfangen. Für einige von uns war aber die Einsicht, dass wir Stärke und Rückhalt des Kapitalismus nicht erklären konnten, noch weit schockierender. Der Wohlstand der Menschen um uns war als Erklärung nicht hinreichend. Wir »Randalierer« waren ja auch nicht gerade arm. Die Frage war: woher hatte der herrschende Kapitalismus seine Immunität gegen unsere Angriffe?

Meine wachsende Einsicht in die theoretische Hilflosigkeit der Linken fand dann noch zusätzliche Bestätigung in Auseinandersetzungen, wie sie in einem Arbeitskreis ausgetragen wurden, der sich mit »Revolutionären Prozessen in der Dritten Welt« befasste. Ich war der »Sprecher« dieses Arbeitskreises. Eine Skizze dieser Auseinandersetzungen mag in diesem Zusammenhang instruktiv sein.

Ich lasse hier beiseite, dass in diesem Arbeitskreis auch naive Advokaten der Entwicklungshilfe mitmachten, die nicht einmal verstanden, dass diese »Hilfe« nichts anderes war als staatlich unterstützte Selbsthilfe des international weiter expandierenden Kapitals. Aber selbst mit linken Genossen war nur schwer die Einsicht zu erarbeiten, dass wir es nach den Befreiungsbewegungen der »Dritten Welt« mit einer moderneren Art von Kapitalismus zu tun hatten als mit dem der Kolonialzeit. Die seit dem 2. Weltkrieg aufgekommene Art der Internationalisierung des Kapitals führte eine neue, in USA und Großbritannien schon vor Jahrzehnten eingeleitete Beweglichkeit des Kapitals herbei, und zwar durch eine noch größere Loskopplung des Kapitals von der Politik. Die immer mehr um sich greifende Befreiung der früheren Kolonien war im Endeffekt eine weitere Befreiung des Kapitals von politischen Fesseln. Die Staaten und Regierungen der »befreiten« Kolonien waren ja allenfalls politisch befreit, besser gesagt: die alten Kolonialherren waren jetzt die politische Verantwortung in Übersee los, so dass sich Kapitalhalter dort viel »freier«, besser: rücksichtsloser, bewegen konnten als zuvor. Nachdem in diesen ehemaligen Kolonien »demokratische« Regierungen installiert waren, konnten sich Kapitalhalter unter einem Schutz, den sie von da an nicht mehr zu finanzieren brauchten, ihrem einzigen Interesse widmen: dem am Profit. Der Begriff »Globalisierung« gehörte zwar noch nicht zu unserem Wortschatz, aber klar war einigen unter uns schon, dass dieses »neue« Kapital, neben anderen Neuerungen, die wir damals kaum erahnten,¹⁰ jetzt ein Verhältnis zur Arbeit hatte, dem weder in Theorie noch in Praxis mit Begriffen wie »Arbeiterklasse« oder »Klassenkampf« beizukommen war und auch nicht mit deren simpler »Internationalisierung.« Dass der Spätkapitalismus mit diesen Begriffen nicht in den Griff zu kriegen war, hatten wir ja auch in der BRD selbst erlebt. Dem Klassenkampf war dort die Arbeiterklasse abhanden gekommen; Klassenkampf war passé. Zudem zeigte auch das Studium der »Dritten Welt«, dass wir für die Analyse der Jetztzeit nicht hinreichend vorbereitet waren.

10 Von besonderem Gewicht war das damals weitestgehende Nichtverstehen des Wissens als Produktionskraft im Spätkapitalismus, obwohl Karl Marx schon früh auf diese für ihn zukünftige Bedeutung hingewiesen hat, siehe Marx, a. a. O., S. 587, 594. Siehe hierzu auch Friedrich W. Sixel: Ist es nicht an der Zeit? Überlegungen zum Wissen als Kapital, a. a. O.

In unserem Arbeitskreis zur »Dritten Welt« beschäftigten wir uns auch mit dem seit langem »entkolonisierten« Lateinamerika. Es kam wohl nicht von ungefähr, dass dabei auch die Rede auf Guatemala kam, wo ich 1966 Feldforschungen zum Kulturwandel der Maya-Indianer unternommen hatte. In diesem Zusammenhang führte ich mehr als einmal aus, dass die angestrebte Integration der Indianer, immerhin etwa der Hälfte der auf dem guatemalteckischen Staatsterritorium lebenden Menschen, den Bemühungen der »demokratischen« kapitalistischen Kräfte nicht gelang, dass jedoch diese Integration von der »kommunistischen« Regierung des Präsidenten Arbenz Guzman (gestürzt 1954 mit Hilfe der USA) durchaus auf den Weg gebracht worden war, indes bezeichnenderweise mehr zufällig als geplant. Seitens der »demokratischen« Machthaber ging es bei Versuchen zur Integration der Indianer, wie bei aller »Entwicklung«, darum, Menschen aus angestammten Sozialbeziehungen heraus zu lösen, um sie ohne allen Sozialverbund zu individuierten Produzenten und Konsumenten innerhalb der kapitalistischen Marktwirtschaft zu machen. Dem widersetzten sich die Indianer jedoch damals wie heute. Aus ihnen wurde kein Proletariat, und sie führten auch keinen Klassenkampf. Ähnliches ist heutzutage auch noch anderenorts, wie z. B. in Indien, zu beobachten, wo, trotz aller »Entwicklung«, höchstens 20 Prozent der Menschen in die moderne Marktwirtschaft integriert sind. Von diesen 20 Prozent bilden die meisten allerdings ein Proletariat, wenngleich in einer globalkapitalistischen Variante.

Ein Ausweg aus ihrer keinesfalls romantisch zu verklärenden Kultur und Sozialwelt eröffnete sich den Indianern in den wenigen Jahren der Regierungszeit von Arbenz. Seine Bodenreform gab ihnen nicht nur mehr und besseres Land, sondern – und das war entscheidend – ließ die Indianer an der Durchführung der Reform als mündige Menschen *teilnehmen*. Damit begann die konkrete Integration der Indianer in Staat und Gesellschaft Guatemalas. Der Umstand, dass es vor allem junge indianische Männer waren, die, weil sie Spanisch sprachen, auf Verteilungsausschüssen zur Bodenreform mitreden konnten, und dass sie in der Tat durch ihr Mitreden den Indianern Land verschafften, führte aus der Einsperrung in die alte Kultur hinaus. Nicht die alten Männer, die verehrten Priester-Führer, brachten ein etwas reicheres Leben, sondern die jungen. Dies erschütterte die traditionelle Denkweise der Maya-Indianer an einem strategisch wichtigen Punkt, jedoch ohne dass dadurch die indianischen Dorfverbände als landbesitzende »Communidades« aufgelöst worden wären.

Weitere sozio-kulturelle Einzelheiten mögen hier für den Sozialwissenschaftler noch interessant sein, aber für uns ist jetzt wichtiger zu bemerken, dass der sozialistische Politiker Arbenz nur *tradierte* linke Sozialkenntnisse hatte (vor allem hinsichtlich der Indios), so dass sich die bei ihnen aufbrechende Kulturrevolution nur als unverhofftes Nebenprodukt ergab. Es ist sicherlich auch zu fragen, ob Arbenz diese Entwicklung hätte weiterführen können, wenn die US-kapitalistischen Kräfte nicht dazwischen gekommen wären.

Für unseren Bonner »Dritte-Welt-Arbeitskreis« war von niederdrückendem Gewicht, dass auch wir keinen praktisch konkretisierbaren Ausweg aus der damaligen Situation Guatemalas (oder ähnli-

cher Gesellschaften) erdenken konnten. Unser damaliges Theoretisieren reichte auch dort nicht. Dies addierte sich der Ohnmacht hinzu, die wir praktisch und theoretisch vis-à-vis unserer eigenen Gesellschaft empfanden. Wenn eines klar war, dann dieses: Wir kannten das sozio-politische Monstrum nicht, unter dessen Fittichen wir lebten.

Ich will nun nicht behaupten, dass die Ratlosigkeit, an der der Arbeitskreis »Revolutionäre Prozesse in der Dritten Welt« litt, auf unsere Mitstreiter in Bonn einen tiefen Eindruck gemacht hätte. Zumal nach dem August 1968 unsere »internen« Schwierigkeiten diejenigen, die wir mit der »Dritten Welt« hatten, in den Hintergrund schoben. Nicht nur verloren wir den Elan, Verzweiflung kam auf. Da wir doch alle Argumente auf unserer Seite glaubten und sogar das Wort von der »Diktatur des Arguments« geprägt worden war, musste, abgesehen von allen anderen Gründen, mit unseren Argumenten etwas nicht stimmen. Für mich wurde es zu einer unbedingt zu klärenden Frage, was wir an unserem Gegner nicht verstanden hatten.

Im Herbst 1968 nahm ich dann die oben erwähnte Einladung an, am Aufbau eines Departments of Sociology an einer kanadischen Universität mitzuarbeiten. Ich verdankte diese Einladung einem Vortrag, den ich im August 1968 auf einem internationalen Kongress in Stuttgart gehalten hatte; er betraf den Kulturwandel der Indios in Guatemala.

Hatte ich mich nun damit wie etliche andere aus der bald dahinsiehenden APO auf den »langen Marsch durch die Institutionen« gemacht? Gewissermaßen entlang der professoralen Abzweigung? Bestimmt nicht! In Nordamerika wurde mir sehr schnell klar – wahrscheinlich schneller und eindrücklicher, als mir das in der BRD gelungen wäre –, dass die Institutionen, seien es Universitäten oder andere, mich sehr viel eher umdrehen würden als ich sie. Und dies auf zwei Weisen, die sich nahezu perfekt ergänzten.

Schon wenn man der Erwartung der Universitäten entsprach und »research, research, research« trieb, war man schnell »der gemachte Mann«, vor allem, wenn man darüber auch massenhaft, wenngleich nur leicht variierend, publizierte. Entscheidend war nicht die Qualität oder gar das »Kritische« der Arbeiten, mit denen man an die Öffentlichkeit trat, sondern der Gewinn an »Profil«, den man auf dem Markt des Wissensgeschäfts für sich selbst und damit für die eigene Universität erzielte. Unter den spätkapitalistisch radikalisierten Bedingungen von Individuation und Instrumentalismus wurde mir deutlich, wie sehr die Marx'sche Vorhersage vom Wissen als einer neuen Produktionskraft, die mir bis dato entgangen war, blutausaugende Wirklichkeit geworden war. Zum Mitmachen an diesem neuen Spiel des Kapitalismus konnte man sich leicht anbieten und auch leicht darin reüssieren, passten doch institutionelles Angebot und individuelle Nachfrage wie zwei Seiten einer Münze zusammen, und dies, weiß Gott, nicht nur an den Universitäten. Auf die gesamtgesellschaftlich und individuell gewaltigen Unkosten dieses Spiels kann ich hier nicht eingehen.¹¹ Mit *meinen* Fragen jedoch, die, mit welchen Wandlungen auch immer, auf 1968 zurück gingen, konnte man nur zu Erkenntnissen kommen, die allenfalls geeignet waren, nicht nur den Universitäten, sondern den herrschenden Verhältnissen

11 Siehe hierzu Friedrich W. Sixel: Die Natur in unserer Kultur, a. a. O., insbesondere die Kapitel 1, 4 und 5.

im ganzen das Spiel zu verderben. Für diese Art von Antworten aber gab es unter den herrschenden Verhältnissen keinen Markt und kann es auch keinen geben.

In der BRD sah ich viele – gottlob nicht alle – früheren Genossen auf dem »Marsch durch die Institutionen«. Die meisten erlagen den Institutionen, wollten sie vielleicht anfangs neu gestalten, wurden aber bald von ihnen kooptiert. Sie ließen dies ähnlich mit sich geschehen wie zuvor schon die Arbeiterklasse. Institutionen wie politische Parteien gleich welcher Couleur waren vor allem zu Kanälen für Aufstiegsmobilität geworden. In der Rolle von Politikern brachten es einige wenige, meist spätere Nachfahren der 68er APO, bis nach ganz oben. Auch sie hatten es gelernt, mit dem Wissen von der Wirklichkeit, also der »Wahrheit«, auf höchst kapriziöse Weise umzugehen. So konnte man z. B. in den neunziger Jahren damit Politik machen, dass man vorgab, in Jugoslawien mit deutschen Fliegerbomben »ein Auschwitz« zu verhindern. Das war eine genauso instrumentalistische Politikerbehauptung wie die spätere, dass man Deutschland »am Hindukusch verteidige«. Wie lange wird man so noch dem Anschein nach willige Mehrheiten gewinnen?

Hier muss die Linke heute ihre Gegner erkennen und, anders als 68, deren strategische Grundlage durchschauen. Sie besteht in der Pflege und Praxis einer Ideologie, die geflochten ist aus Vereinzelnung, Instrumentalismus, fabrizierter Scheinwirklichkeit, Ersatzbefriedigung und daraus resultierenden scheinbaren, aber stets anwachsenden Bedürfnissen. Dass der Natur in uns und um uns dadurch bedrohlichst Schaden zugefügt wird, ist zwar einerseits deutlich, eröffnet aber andererseits unter der herrschenden Ideologie nur weitere Felder für gewiegte Unternehmer in Politik, Wirtschaft, Moral und Wissenschaft. Nun gibt es aber heute nicht wenige Menschen, die diesen Zusammenhang durchschauen, aber es sind derer noch mehr, die unter ihm leiden. Hieraus lässt sich linke Politik entwickeln, die der Erkenntnis und der Form nach auf der Höhe der Zeit ist. Ihr Ziel wird sein, die gespenstisch-abstrakte Scheinwelt des derzeit grassierenden Kapitalismus und ihre selbstmörderischen Unkosten »aufzuheben«.